



Hintergrund November 2001

Shlomo Ben-Ami, Israels ehemaliger Außenminister, berichtet über Camp David im Juli 2000, wo er als Verhandlungspartner maßgeblich beteiligt war, von den Kompromissangeboten Israels an die Palästinenser. Ausgangspunkt war – nach Ben-Ami - Israels Friedensplan, in welchem Israel einen Abzug aus 88% des Territoriums von Judäa und Samaria (Westjordanland) anbot. Israel erhöhte im Verlauf auf 92% und bot zuletzt 97% der Fläche an sowie die Bereitschaft zur Teilung der Souveränität in der Hauptstadt Jerusalem, inklusive der Altstadt. Die palästinensische Seite lehnte in Camp David die Vorschläge ab. Über die Hintergründe berichtet Ben-Ami erstmalig:

„Der Tag, an dem der Frieden starb“



Shlomo Ben-Ami über das Ende des Friedensprozesses

(Auszüge aus einem Interview mit Ari Shavit in Haaretz am 13. September 2001,
<http://www.haaretzdaily.com>. Die ungekürzte Übersetzung finden Sie auf
<http://www.israel.de/Presse/081001.html>)



Was geschah wirklich in Camp David?

Wieso endete ein Friedensprozess, der mit solch großen Hoffnungen begonnen hatte, in einer Intifada?

Der frühere israelische Außenminister Shlomo Ben-Ami führte in Camp David ein Tagebuch; in einer Unterhaltung mit Ari Shavit enthüllt er zum ersten Mal, warum die stürmischen Verhandlungen fehlschlügen.

Ari Shavit: *Shlomo Ben-Ami, welches waren die Gründe, die Sie und Premierminister Ehud Barak, dazu geführt haben, sich im Frühling 2000 auf den Weg zu machen, um den israelisch-palästinensischen Konflikt zu beenden?*

Shlomo Ben-Ami: Wir hatten eine Anzahl von Verhandlungspunkten; aber ich denke, das Wichtigste war die Hauptannahme, die von den Amerikanern, den Europäern und der israelischen Mitte und Linken seit Jahren geteilt wurde: dass Oslo eine vernünftige Ordnung im Nahen Osten geschaffen hat, die auf Geben und Nehmen basiert und die in der Zukunft zu einem akzeptablen Kompromiss führen kann, und dass 1993 gewissermaßen ein palästinensischer Staat gegründet wurde, zumindest was geregelte internationale Beziehungen betrifft. Im Rückblick hat sich dies als falsche Annahme erwiesen. Es stellte sich heraus, dass Oslo für Palästinenserführer Yassir Arafat ein riesiges Tarnnetz gewesen ist, das er gewoben hat und immer noch weiter webt; er benutzt politischen Druck und Terrorismus in unterschiedlicher Dosierung um die eigentliche Idee von zwei Staaten für zwei Nationen ins Wanken zu bringen.

A.S.: *Mit welchen Voraussetzungen gingen Sie dann in die Verhandlungen? Welches war die offizielle israelische Position, die Sie und Gilad Sher den Palästinensern in Stockholm im Mai 2000 [Vorbereitungstreffen] präsentierten?*

S.B.-A.: In Stockholm brachten wir eine Landkarte mit einem Territorienverhältnis von 12 zu 88 auf den Tisch. Wir forderten drei Siedlungsblöcke (Etzion, Ariel und das Gebiet von Jerusalem) und eine Sicherheitszone im Jord-

angraben über einen Zeitraum von 20 Jahren. Gemäß der Landkarte, die wir präsentierten, würde der Jordan selbst unter israelischer Souveränität bleiben, um dem Waffenschmuggel vorzubeugen und um jeder Verletzung der Vereinbarungen zur Entmilitarisierung zuvorzukommen. In Stockholm lehnten wir den Gedanken eines Gebietsaustausches ab. Unser Konzept bestand darin, dass die Westbank und der Gazastreifen der „Boxring“ waren, in dem alle Probleme gelöst werden mussten.

A.S.: *Welche Richtung nahm der Prozess nach den Gesprächen in Stockholm und vor Camp David? Wenn ich Sie im Juni oder Juli 2000 gefragt hätte, worin würden Sie übereinstimmen können, was hätten Sie gesagt?*

S.B.-A.: Offiziell entfernten wir uns nicht von der 12/88er Landkarte in Stockholm und auch nicht vom Prinzip, dass es keinen Gebietsaustausch geben würde. Aber in Gesprächen unter vier Augen sprach ich von 8 bis 10%, die unter israelischer Kontrolle bleiben würden. Wie ich Ihnen sagte, sprach Abu Ala von 4%. Soviel ich weiß, erhielt der amerikanische Präsident Bill Clinton vor Camp David von den Palästinensern ein Versprechen über 2% Land, das in den Händen der Israelis bleiben sollte. Also kann man annehmen, dass wir über 90% gegangen wären und die Palästinenser über 4% und dass wir uns irgendwo in der Mitte getroffen hätten. Was das Thema ‚Territorien‘ angeht, so hätte Clinton sagen können, dass die beiden Seiten zwar nicht in der Quantität übereinstimmen, aber im Prinzip.

Was in den Gesprächen, die unmittelbar nach

Stockholm stattfanden, klar wurde, war, dass die Palästinenser eine gewisse Flexibilität bezüglich der Siedlungsblöcke zeigen würden. Aber bezüglich der Ostgrenze und dem Jordangraben waren sie unnachgiebig. Sie forderten eine Lösung für die Jordangrenze und zu diesem Zeitpunkt waren wir nicht gewillt, ihnen dafür eine Garantie zu geben.

A.S.: *Und was war mit Jerusalem und den Flüchtlingen?*

S.B.-A.: Es gab überhaupt keine detaillierten Gespräche über Jerusalem. Das Einzige war ein Versprechen, das Arafat uns während eines Gesprächs in Nablus gab und das lautete, dass die Klagemauer und das Jüdische Viertel uns gehören sollten. Er sprach lang über seine Erinnerungen, wie er selbst in den 30er Jahren mit jüdischen Kindern in der Nähe der Klagemauer gespielt hatte. Er weiß, dass die Mauer uns gehört. Einige der anderen Palästinenser erwähnten einige Male Gilo und zwar auf eine Art und Weise, die darauf schließen ließ, dass sie die jüdische Nachbarschaft im Ostteil Jerusalems akzeptierten.

Aber bezüglich der Frage der Flüchtlinge gab es so etwas wie eine rückläufige Entwicklung in der Zeit zwischen Stockholm und Camp David. Abu Mazen überzeugte Abu Ala davon, in keine Diskussion über Zahlen zu verfallen, sondern am Prinzip „Recht auf Rückkehr“ festzuhalten. Nach unseren Treffen brachte Abu Ala das gemeinsame palästinensisch-israelische Dokument von Abu Ala und Yossi Beilin und zeigte mir, wie viele Vorbehalte Abu Mazen bezüglich des Dokumentes hatte, ganz besonders in Hinblick auf die Flüchtlinge.

Übrigens, nicht nur Abu Mazen hatte Vorbehalte bezüglich des Papiers, sondern auch Arafat. Als ich Arafat in einem Gespräch, das wir einige Monate später in Gaza abhielten, danach fragte, wiederholte er verächtlich „Worte, Worte.“

A.S.: *Welches war die Startposition der Israelis während des Treffens in Camp David Mitte Juli? Welches war die offizielle israelische Position bei diesem Friedensgipfel?*

S.B.-A.: Die Landkarte, die ich in Camp David

in Gegenwart von Präsident Clinton dem palästinensischen Team zum sorgfältigen Studium auf den Tisch legte, war die 12/88er Landkarte. Zwischen Stockholm (Mai 2000) und Taba (Januar 2001) präsentierten wir den Palästinensern offiziell keine andere Karte. Wir stimmten nicht zu, unseren offiziellen Standpunkt zu ändern, bevor auf ihrer Seite keine Bewegung zu erkennen war. Und weil es diese Bewegung auf ihrer Seite nicht gab, präsentierten wir auch keine neuen Landkarten.

Aber inoffiziell war es klar, dass wir für die 8 bis 10% bereit waren. Wir wehrten uns noch gegen einen Gebietsaustausch. Und wir forderten noch, dass Jerusalem ungeteilt unter unserer Herrschaft blieb.

Die Palästinenser hingegen bestanden darauf, dass die Gespräche mit einer Anerkennung der 1967er Grenzen durch Israel begann. Sie waren in diesem Punkt sehr unnachgiebig. [...]

A.S.: *Haben die Palästinenser keinen Gegenvorschlag gemacht?*

S.B.-A.: Nein, und das ist der Kern der Angelegenheit. Es gab in den Verhandlungen zwischen uns und den Palästinensern keinen einzigen palästinensischen Gegenvorschlag. Es gab keinen und es wird niemals einen geben. Deshalb befindet sich der israelische Unterhändler immer in einem Dilemma: Entweder stehe ich auf und gehe hinaus, weil diese Jungs nicht bereit sind, von sich selbst aus weiterführende Vorschläge zu machen oder ich mache ein weiteres Zugeständnis. Am Ende macht auch der moderatere Unterhändler die Erfahrung, dass es kein Ende dieses Ablaufes gibt.

A.S.: *Gab es jemals einen Moment, an dem es schien, dass die Dinge sich ändern könnten? An dem es schien, dass in Camp David eine Art Durchbruch erreicht werden könnte?*

S.B.-A.: Als sich das Gefühl einstellte, dass wir auf der Stelle treten, organisierte der amerikanische Präsident ein Simulations-

spiel, das eine ganze Nacht lang dauerte, bis zum Mittag des nächsten Tages. Der Schlüssel des Spiels war, dass die Führer nicht daran teilnahmen. Die Teilnehmer waren Gilad Sher, Yisrael Hasson und ich gegen Saeb Erakat, Mohammed Dahlan und einen palästinensischen Juristen aus Oxford.

In diesem Spiel brachten wir zum ersten Mal einen Vorschlag über Jerusalem ein. Der Vorschlag lautete, dass die äußere Hülle der arabischen Nachbarschaft Jerusalems unter palästinensischer Hoheit stehen sollte, die innere Hülle sollte unter einer funktionsfähigen Autonomie stehen, die Altstadt unter einer speziellen Regierungsform und der Tempelberg unter palästinensischer Treuhand. Clinton war mit unserem Vorschlag sehr zufrieden. Ehud dachte, dass wir einen mutigen Schritt getan hatten – das war noch bevor er seine eigenen mutigen Entscheidungen getroffen hatte – und es war eine Art von Durchbruch, der den Prozess aus einer Sackgasse holte.

A.S.: *Wie war die palästinensische Reaktion?*

S.B.-A.: Enttäuschend! Der Jurist aus Oxford sagte, dass sie eine Entschädigung für all die Jahre der Besatzung fordern würden. Saeb Erakat sprach in Gegenwart von Clinton auf gleicher Ebene. Ich konnte mich nicht beherrschen und explodierte. Ich sagte ihnen, dass sich die Unterhändler der zionistischen Bewegung am Vorabend der Gründung des jüdischen Staates nicht so nonchalant benommen hätten, wie sie das nun tun würden. Ich fragte sie, welche der beiden Seiten hier eigentlich einen Staat gründen wolle – wir oder sie. Ich war total frustriert, weil wir solch einen kreativen und flexiblen Schritt nach vorne gegangen waren und einen der besten Augenblicke dieser Verhandlungen erreicht hatten und sie konnten sich nicht von ihrer Stichelei, von ihrem Bedürfnis nach Rechtfertigung und von ihrer Opferrolle trennen.

Doch die Dinge bewegten sich noch positiv vorwärts. Clinton ging zu Arafat und führte ein hartes Gespräch mit ihm. Als Arafat die schwierige Lage spürte und merkte, dass er

vor dem Abgrund stand, machte er schließlich eine Art von Gegenvorschlag. Er teilte Clinton mit, dass er bereit sei, auf 8 bis 10% der Territorien zu verzichten.

A.S.: *Und doch wurde die Camp-David-Konferenz infolge dieser Dynamik die Jerusalem-Konferenz. Ist es nicht Tatsache, dass Sie kein bindendes Abkommen bezüglich der Territorien erreicht und keine Lösung für die Flüchtlingsfrage formuliert haben, sondern nur Jerusalem geteilt haben?*

S.B.-A.: Das ist nicht ganz exakt. Es ist wahr, dass es bezüglich der Frage der Flüchtlinge eine rückläufige Entwicklung gab, dafür hatte man jedoch das Gefühl, dass im Bereich der Territorien Flexibilität gezeigt wurde – dass der Friede nicht mit diesem Thema stehen oder fallen würde. Und im Sicherheitsteam gab es äußerst positive Diskussionen, die den Prozess voran brachten. Das Konzept einer multinationalen Macht wurde herauskristallisiert. Ich akzeptiere übrigens nicht die Behauptung, dass wir die Stadt Jerusalem in Camp David teilten. Die Entscheidung zur Teilung Jerusalems kam erst fünf Monate später mit der Akzeptanz von Clintons Eckpunkten.

Sie müssen eines verstehen: in Camp David bewegten wir uns in Richtung einer praktischen Teilung, jedoch mit dem Bestreben, eine Vereinbarung zu erzielen, die nicht wie eine Teilung aussieht. Das große Problem war, dass die Palästinenser uns nicht dabei helfen wollten. Sie waren nicht bereit, irgendeine Formulierung zu benutzen, die Israel helfen würde, sein Gesicht zu wahren. Nicht bezüglich des Tempelberges, nicht bezüglich der Souveränität, in keinem Punkt. Arafat stimmte in Camp David nichts zu, das nicht eine komplette Teilung war. Deshalb sagte mir an einem Punkt des Stadiums selbst Bob Malley, den momentan jeder gerne zitiert, dass die Palästinenser uns einfach nur demütigen wollten. „Sie wollen euch demütigen“, waren seine Worte. (Hier wird Bezug genommen auf einen Artikel von Hussein Agha und Robert Malley – ein Mitglied des US-Friedenteams

und außerordentlicher Mitarbeiter von Präsident Clinton - „Camp David: The Tragedy of Errors“ The New York Review of Books, 9. August 2001).

A.S.: *Ich verstehe, dass es ein Stadium gab, an dem Barak jedermann damit in Erstaunen versetzte, dass er der Teilung der Altstadt von Jerusalem in zwei Teile unter israelischer Souveränität und in zwei Teile unter palästinensischer Souveränität zustimmte. Hat er dies im Alleingang beschlossen, oder war dies eine gemeinsame Entscheidung?*

S.B.-A.: Wie ich Ihnen sagte, schlug ich vor, dass in der Altstadt eine besondere Herrschaft eingesetzt werden sollte. Infolge dieser Diskussion brachte der Präsident etwas später den Zwei-Zwei-Vorschlag ein, der eine klare Teilung der Souveränität bedeutete. Ehud stimmte in einem Gespräch mit Präsident Clinton zu, dass dies eine Gesprächsgrundlage sein könnte. Ich erinnere mich, dass ich an diesem Abend mit Martin Indyk [damaliger US-Botschafter in Israel] spazieren ging und beide sagten wir, Ehud sei verrückt. Wir verstanden nicht, wie er überhaupt daran hatte denken können, dem zuzustimmen. Danach schrieb ich in mein Tagebuch, dass jeder denken würde, Amnon Lipkin-Shahak und ich würden Barak nach links drängen, aber die Wahrheit war, dass er derjenige wäre, der uns nach links drängen würde. Zu diesem Zeitpunkt – es war der Beginn der zweiten Woche unseres Treffens – war er weit mutiger als wir es waren. Wirklich mutig. Clinton sagte mir mehrere Male, dass er noch nie einen so mutigen Menschen getroffen habe.

A.S.: *Und wohin führte all dies?*

S.B.-A.: Die Palästinenser akzeptierten den Vorschlag des Präsidenten zu Jerusalem nicht, und deshalb zog Ehud seine Zustimmung auch zurück. Zu diesem Zeitpunkt sandte er einen ärgerlichen Brief an Clinton, in dem er sich beklagte, dass der Präsident nicht genügend Druck auf Arafat ausüben würde. Einige Zeit später probierte es Clinton

noch einmal. Ich habe eine Notiz in seiner Handschrift. Er fragte mich, ob ich bereit sei, Baraks Akzeptanz dieses Prinzips noch einmal vorzubringen. Ich verneinte. Dieser Vorschlag ist nicht mehr auf der Agenda, sagte ich.

Das Ergebnis war eine tiefe Krise, die beinahe noch vor Clintons Reise nach Japan zum Kollaps der Konferenz führte. Barak begann zu verstehen, dass er keinen Partner hat, dass er weiter als irgendein anderer israelischer Premierminister gegangen ist und dabei sich selbst politisch gefährdet hat und seine Macht über seine Regierung verliert – aber Arafat rührte sich nicht. Arafat weigerte sich, mitzuspielen.

Es war schwer für Ehud. Sehr schwer. Nachdem wir uns entschlossen hatten, trotz allem zu bleiben, und nachdem Clinton [nach Japan] aufgebrochen war, isolierte sich Barak für zwei Tage in seinem Bungalow. Niemand von uns sah ihn in diesen zwei Tagen. Er war in einer tiefen Krise.

A.S.: *Auf welches Thema konzentrierte man sich in den letzten paar Tagen, nachdem Clinton von seiner Reise zurückgekehrt war und die Konferenz wieder aufgenommen wurde?*

S.B.-A.: Was gegen Ende der Konferenz auf dem Tisch lag, war schließlich der Vorschlag des Präsidenten bezogen auf den äußeren Ring unter palästinensischer Souveränität und den Tempelberg unter israelischer Souveränität, aber palästinensischer Treuhand. Abgesehen davon gab es zwei Varianten: Eine funktionsfähige Autonomie in den inneren Stadtvierteln und zwei Viertel der Altstadt unter palästinensischer Souveränität, oder eine palästinensische Souveränität in den inneren Stadtvierteln, dafür eine funktionsfähige Autonomie in der Altstadt. Die dritte Option war ein Vertagen der Jerusalem-Frage für drei Jahre.

Es war der letzte Abend. Es war spät. Ich erinnere mich, dass Ehud mich beiseite nahm, bevor ich mich auf den Weg zu Clintons Bungalow machte, und zu mir sagte, dass dies ein historisches Moment sei. Immer wieder sagte

er, dies sei ein historischer Moment. Clinton hatte Jeans an und einen leichten Pullover. Er saß eine Weile mit Erekat und mir am Holztisch, bevor er mich schließlich fragte, ob wir bereit seien, seinen Vorschlag zu akzeptieren. Ich sagte, dass ich zur Abwechslung mal nicht als erster antworten wollte. Nachdem Barak eine positive Antwort zum Zwei-Zwei-Vorschlag gemacht hatte und die Palästinenser diesem Thema aus dem Weg gegangen waren, wollten wir uns nicht noch einmal in die gleiche Situation bringen.

Der Präsident dachte, dass dies fair sei und setzte mich nicht unter Druck, aber er sandte Erekat zu Arafat. Er teilte ihm ausdrücklich mit, dass der Vorsitzende einen Gegenvorschlag präsentieren müsste, sollte er seinen nicht akzeptieren. Er versprach, dass er bleiben und die Konferenz weitergehen würde, sollte ein Gegenvorschlag kommen.

Ich war der einzige Israeli im Raum. Ich hatte kein gutes Gefühl. Clinton war zu dieser Zeit ziemlich pessimistisch. Eine Stunde später kam Erekat zurück und sagte Nein. Ich glaube, er brachte auch ein Schriftstück mit. Ich verließ den Präsidenten und ging zu Ehud zurück. Das war's, sagte ich ihm, es ist vorbei.

A.S.: *Darüber also ist Camp David gescheitert, weil die Palästinenser einen amerikanischen Vorschlag zu Jerusalem als nicht ausreichend ansahen und ihn deshalb ablehnten?*

S.B.A.: Nein. Camp David zerbrach an der Tatsache, dass die Palästinenser sich weigerten mitzuspielen. Sie weigerten sich, einen Gegenvorschlag zu machen. Niemand forderte, dass sie eine positive Antwort auf diesen speziellen Vorschlag von Clinton geben sollten. Und entgegen all dem Unsinn, der von den „Rittern der Linken“ geäußert wird, gab es kein Ultimatum. Was von den Palästinensern verlangt wurde, war wesentlich einfacher: dass sie wenigstens einmal einen Gegenvorschlag einbringen sollten. Dass sie nicht dauernd sagen: „Das ist nicht gut genug“ und dabei auf uns warten, dass wir mehr Zugeständnisse machen. Deshalb sandte der Präsident an diesem Abend CIA-Direktor Ge-

orge Tenet zu Arafat, um ihm zu sagen, dass es sich lohnen würde, noch einmal darüber nachzudenken und mit der Antwort bis zum Morgen zu warten. Aber Arafat konnte sich nicht mehr dazu entschließen. Er vermisste den Applaus der Massen in Gaza.

Am nächsten Morgen um 9.00 Uhr trafen sich Arafat, Barak und Clinton noch einmal. Wir standen draußen und beteten, dass bei diesem Treffen irgendetwas doch noch herauskommen würde: dass Arafat begreifen würde, dass es wirklich die elfte Stunde geschlagen hat und dass er deshalb die Sache noch einmal aufnehmen würde. Aber sie kamen bereits fünf Minuten später wieder heraus. Es war vorbei.

A.S.: *Es gibt Vorwürfe, dass Camp David an fehlerhaften Taktiken bei den Verhandlungen und wegen des Verhaltens von Barak scheiterte, dass Barak Arafat erniedrigte und gering schätzte.*

S.B.A.: Ich denke, dass Fehler gemacht wurden. Die Methode der Verhandlungen war falsch. Anstelle von Diskussionen in Teams, die dann ihre Ergebnisse der Zustimmung ihrer jeweiligen politischen Anführer vorlegten, hätte man einen Gipfel der Anführer abhalten müssen und diese hätten dann die Teams beauftragt, welche Übereinkommen diese formulieren sollten. Es gab auch verpasste Gelegenheiten. Als der Durchbruch hinsichtlich Jerusalem stattfand und als Arafat sein Zugeständnis gemacht hatte, wäre es richtig gewesen, die Führer zu einer Art Schock-Gipfel zusammen kommen zu lassen.

Aber letzten Endes schlug Camp David fehl, weil Arafat es versäumte, eigene Vorschläge auf den Tisch zu bringen und weil er uns nicht erfolgreich vermitteln konnte, dass seine Forderungen an irgendeinem Punkt aufhören würden. Eines der wichtigsten Dinge, die wir in Camp David taten, war, dass wir unsere wesentlichen Interessen in der prägnantesten Form definierten. Wir erwarteten nicht, dass wir die Palästinenser auf halbem Weg treffen würden, nicht einmal auf zweidrittel des Weges. Aber wir erwarteten, sie an

irgendeinem Punkt zu treffen. Die ganze Zeit warteten wir hinsichtlich unseres weiteren Entgegenkommens, dass auch sie irgendeine Art von Bewegung machen würden. Aber sie taten es nicht. Wir hatten das Gefühl, dass sie ständig versuchten, uns in eine Art schwarzes Loch mit mehr und mehr Zugeständnissen zu ziehen; dabei war es nicht klar, wohin all diese Zugeständnisse führen würden, welches die Endlinie war.

A.S.: *Warum schlugen Sie nicht irgendeine Art von Teilabkommen vor? Als klar wurde, dass es unmöglich war, das grundsätzliche Problem zu lösen, warum versuchten Sie nicht, wenigstens ein Interimsabkommen zu erreichen?*

S.B.-A.: Wir schlugen den Palästinensern zu mehreren Zeitpunkten vor, ein Teilabkommen abzuschließen – ohne Jerusalem und ohne die Flüchtlinge. Diese Möglichkeit erwogen wir auch am letzten Abend. Die Palästinenser lehnten dies ab. Einerseits waren sie nicht bereit, bezüglich der Kernpunkte einen Kompromiss zu schließen, und sicherlich nicht bezüglich Jerusalem, aber andererseits stimmten sie auch nicht dem Zustandekommen eines Teilabkommens zu. Die diesbezüglichen Behauptungen über Barak sind totaler Unsinn. Ich erinnere mich an einen gewissen Moment, in dem ich Arafat vorschlug, dass wir die Diskussion über Jerusalem auf zwei Jahre hinausschieben. „Nicht einmal auf zwei Stunden“, sagte er und winkte dabei mit zwei Fingern.

A.S.: *Erzählen Sie mir über die Beziehung zwischen den beiden [Barak und Arafat] in Camp David.*

S.B.-A.: [...] Deshalb ist das, was sich zwischen den Bungalows und auf den Rasenflächen in Maryland abgespielt hat, in Wirklichkeit eine Begegnung zwischen Barak, einer Person, die nach einer rationalen Lösung strebte, und Arafat, einer Person, die über Mythen sprach und Mythen verkörperte. Diese Begegnung funktionierte nicht. Im Rückblick verstehe ich, dass sie niemals funktio-

niert hätte. Ich glaube inzwischen, dass kein einziger rational denkender israelischer Regierungschef Erfolg darin gehabt hätte, bei solch einer Auseinandersetzung ein Abkommen mit Arafat zustande zu bringen. Arafat ist einfach nicht dafür geschaffen.

A.S.: *Warum?*

S.B.-A.: Arafat ist kein irdischer Führer. Er betrachtet sich selbst als mythologische Figur. Er hat sich selbst immer als eine Art moderner Saladin repräsentiert. Deshalb interessiert ihn selbst der konkrete Grundbesitz nicht besonders. In Camp David war es klar, dass er nicht nach einer praktischen Lösung strebte, sondern sich auf mythologische Themen konzentrierte: das Rückkehrrecht, Jerusalem, den Tempelberg. Er schwebte auf den Wolken des islamischen Ethos und des Flüchtlingsethos und des palästinensischen Ethos.

Arafats Rede ist sowieso nie von praktischer Art. Seine Sätze stehen in keinem Zusammenhang und sind nicht vollständig. Es gibt Worte, es gibt Sätze, es gibt Metaphern – es gibt keine klare Position. Das einzige, was es gibt, sind Codes und sonst nichts. Am Ende des Prozesses stellt man plötzlich fest, dass man sich bei den Verhandlungen nicht vorwärts bewegt, weil man tatsächlich mit einem Mythos verhandelt.

A.S.: *Aber sogar nach Camp David haben Sie nicht das Handtuch geworfen: Die Kontakte wurden im August und September 2000 fortgesetzt?*

S.B.-A.: Natürlich. Dutzende von Treffen wurden in diesen beiden Monaten abgehalten, eine Menge davon im Hotel King David in Jerusalem. Es gab Bemühungen auf zwei Spuren: unsere Gespräche mit den Palästinensern und Gespräche zwischen den Palästinensern und uns, bei denen die Amerikaner anwesend waren. In dieser ganzen Zeit warteten wir sehr darauf, dass die Amerikaner ein Paket ausarbeiten würden, das beiden Seiten präsentiert werden konnte. In dieser Zeit übte ich selbst

Druck auf die Amerikaner aus, das kollektive Andenken an Camp David in einem Dokument zu verarbeiten: all die Resümees des Präsidenten, die dort aufgezeichnet worden waren, zusammenzufassen und daraus einen umfassenden Vorschlag zu bilden.

Die Palästinenser hatten jedoch vor solcherlei Vorschlägen große Angst. Sie wussten, dass sie nicht Ja dazu sagen würden und sie wussten, dass sie das Neinsagen international enorm schädigen würde. Sie befanden sich in einer äußerst schlechten Lage. Europa unterstützte uns, die arabische Welt unterstützte sie nicht – sie waren beinahe isoliert. Am Vorabend der Intifada war ihre Situation beinahe verzweifelt.

A.S.: *Nehmen Sie an, dass die Intifada ein kalkulierter Schritt der Palästinenser war, um sich aus der politischen und diplomatischen Bedrängnis zu befreien?*

S.B.-A.: Nein, ich schreibe ihnen nicht diese Art von machiavellistischem, skrupellosem Schema zu. Aber ich erinnere mich, dass Saeb Erekat in Camp David sagte, dass wir bis zum 13. September Zeit haben. Und ich erinnere mich an einen Besuch bei Mohammed Dahlan. Von seinem Büro aus sprach ich mit Marwan Barghouti und er sagte auch, dass es nicht gut wäre, wenn wir bis Mitte September kein Abkommen erzielt hätten. In seiner Stimme lag eine bedrohliche Art, die ich nicht mochte. Wenn man also den Verlauf der Ereignisse betrachtet und sieht, dass die Gewalt exakt zwei Wochen nach dem 13. September ausbrach (dieser Tag war der siebte Geburtstag des Oslo-Abkommens), dann macht einen das nachdenklich. Eine Sache ist sicher: durch die Intifada wurde Arafat auf jeden Fall gerettet.

A.S.: *Gab es bei den Gesprächen im August und September irgendwelche Änderungen in der israelischen Position?*

S.B.-A.: Ja. In dieser Phase sprachen wir über die Teilung der vertikalen Souveränität über den Tempelberg. Der Tempelberg war nicht unter israelischer Souveränität und palästi-

nensischer Treuhänderschaft, er war komplett unter palästinensischer Souveränität. Wir fragten nur nach Souveränität über die Tiefen des Tempelberges. Wir forderten, dass anerkannt werden sollte, dass uns dieser Platz heilig ist, dass wir eng mit ihm verbunden sind. Aber die Palästinenser spotteten diesbezüglich schon immer über unsere Forderung. Sie leugneten, dass wir irgendeine Art von Recht auf den Tempelberg haben.

A.S.: *Gab es auch eine Änderung im Bereich der Territorien?*

S.B.-A.: Im September sprachen wir über 7% der Westbank, die Israel behalten würde und über 2% an israelischem Gebiet, das an die Palästinenser transferiert werden sollte. Ich meine, wir ließen auch in der Forderung nach Souveränität über den Jordangraben nach.

A.S.: *Wann geschah das? Wann wurde die Entscheidung getroffen, die Souveränität im Jordangraben aufzugeben?*

S.B.-A.: Ich kann Ihnen nicht exakt sagen, wann das war. Aber infolge der Resümees von Camp David über die Themen Sicherheit und multinationale Macht war unser Gefühl, dass wir bei Lösungen angekommen waren, die unsere notwendigsten Sicherheitsinteressen sogar ohne Souveränität wahren würden. Es war uns klar, dass die Palästinenser mit unserer Forderung nach Souveränität im Jordangraben nicht leben konnten.

A.S.: *Haben Sie eine neue Landkarte vorgelegt?*

S.B.-A.: Wie ich Ihnen sagte, wurden den Palästinensern in Taba keine neuen Karten vorgelegt. Aber wir arbeiteten an neuen internen Landkarten, die die neuen Prozentzahlen zeigen würden. Und als die lächerliche Behauptung geäußert wurde, dass wir den Palästinensern eine Art Kantone vorgeschlagen und dass sie keinen territorialen Zusammenhang hätten, ging ich zu Ägyptens Präsident Hosni Mubarak und zeigte ihm eine Landkarte. Wie

ich mich erinnere, war es noch die 8%-Karte, eine Karte von 8 zu 92. Mubarak sah sie sich interessiert an und fragte laut, warum die Palästinenser behaupten würden, sie hätten keinen territorialen Zusammenhang.

A.S.: *Im November bzw. Dezember wurden die Gespräche wieder aufgenommen. Die Gewalt wütete und die Wahlen zum israelischen Premierminister standen bevor. Machten die Palästinenser auf irgendeinem Gebiet Fortschritte?*

S.B.-A.: Hauptsächlich in der Frage zu Jerusalem. In dieser Phase hatten wir der Teilung der Stadt und der vollen palästinensischen Souveränität über Haram al-Sharif zugestimmt. Aber wir bestanden darauf, dass eine Art von enger Verbundenheit unsererseits zum Tempelberg anerkannt werden sollte. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Yasser Abed Rabbo am Bolling Air Force Stützpunkt. Ich legte folgenden Gedanken dar, ohne zuvor jemanden um Rat gefragt zu haben: Die Palästinenser würden die Souveränität über den Tempelberg haben aber sie würden dort keine Ausgrabungen vornehmen, weil dieser Ort den Juden heilig ist. Die Palästinenser stimmten zu, keine Ausgrabungen vorzunehmen, aber unter keinerlei Umständen wollten sie unserer minimalen Aussage „weil dieser Ort für die Juden heilig ist“ zustimmen. Was mich bei dieser Gelegenheit besonders zornig machte, war nicht nur die Tatsache, dass sie verweigerten, sondern die Art und Weise, wie sie das taten: in einer Art von totaler Verachtung, in einer abweisenden und arroganten Haltung. In diesem Moment begriff ich, dass sie wirklich nicht wie der ehemalige ägyptische Präsident Anwar Sadat sind, der 1979 einen Friedensvertrag mit Israel unterzeichnete. Dass sie nicht gewillt waren, sich in Richtung unserer Position zu bewegen, nicht einmal auf emotionaler und symbolischer Ebene. Am Tiefpunkt angelangt, sind sie nicht bereit anzuerkennen, dass wir hier irgendeine Art von Rechtsanspruch haben.

A.S.: *Drei Tage später, am 23. Dezember*

2000, gegen Ende der Bolling-Gespräche, ließ Clinton Sie noch einmal zusammenkommen und präsentierte Ihnen die genauen Eckpunkte. Wie sahen diese aus?

S.B.-A.: 97%: 96% der Westbank an die Palästinenser plus 1% an souveränem israelischem Gebiet, oder 94% der Westbank plus 3% an souveränem israelischem Gebiet. Wie auch immer, weil Clinton in seine Formulierung auch das Konzept der sicheren Durchgangsstraße – deren israelische Souveränität gering wäre – einbrachte, könnte argumentiert werden, dass die Palästinenser beinahe 100% bekamen. Clinton hatte seinen Vorschlag so konstruiert, dass die Palästinenser bei einer positiven Antwort fähig wären, ihrem Volk die Lösung als eine 100%-Lösung zu präsentieren.

A.S.: *Und Jerusalem?*

S.B.-A.: Wie die Berichte sagten: was jüdisch ist, ist israelisch und was arabisch ist, ist palästinensisch. Der Tempelberg sollte unter voller palästinensischer Souveränität liegen und Israel sollte die Klagemauer und das Allerheiligste bekommen. Aber Clinton nahm in seinem Vorschlag keinen Bezug auf das „heilige Becken“ – das gesamte Gebiet außerhalb der Altstadtmauer, das die Davidstadt, die Gräber der Propheten und die Straße zum Ölberg einschließt. Wir forderten dieses Gebiet, in dem kaum Araber leben, für uns, aber die Palästinenser verweigerten sich. [...]

A.S.: *Was ist mit den Flüchtlingen?*

S.B.-A.: Hier probierte Clinton die Quadratur des Kreises. Er ging bis zum äußersten Ende dessen, was wir akzeptieren konnten, auf die Palästinenser zu. Seine Formulierung lautete, dass „die beiden Seiten das Recht der Flüchtlinge auf Rückkehr ins historische Palästina anerkennen“ oder „auf Rückkehr in ihre Heimat“. Aber er machte auch klar, dass es kein spezifisches Recht auf Rückkehr nach Israel gibt. Wir waren zufrieden, dass er über eine Zwei-Staaten-Lösung sprach und darüber,

dass der palästinensische Staat die Heimat des palästinensischen Volkes sei und Israel die Heimat des jüdischen Volkes.

Der Mechanismus, auf den er sich bezog, war mehr oder weniger derjenige von Stockholm. Er erlegte eine gewisse Aufnahme von Flüchtlingen in Israel auf, jedoch gemäß Israels souveränen Gesetzen und seiner Aufnahme-politik.

A.S.: *Was ist mit den Sicherheitsvorkehrungen und der Entmilitarisierung?*

S.B.-A.: Wir legten großen Wert darauf, dass der palästinensische Staat entmilitarisiert sein sollte. Der Präsident schlug eine schwächere Formulierung vor: ein „nicht-militarisierter Staat“. Er beanspruchte außerdem, dass wir für drei Jahre eine nennenswerte militärische Präsenz im Jordangraben und eine symbolische Präsenz an bestimmten Orten für weitere drei Jahre haben sollten. Es wurden uns drei Vorwarnstationen über einen Zeitraum von 10 Jahren zugestanden, unter Anwesenheit palästinensischer Verbindungs-offiziere.

A.S.: *Wie reagierte Israel auf die von Clinton vorgegebenen Eckpunkte? Akzeptierte Barak sie voll und ganz?*

S.B.-A.: Der Präsident diktierte uns und den Palästinensern die Punkte in einem Konferenzraum, der an das „Oval Office“ angrenzt. Es war ein Samstag. Clinton erklärte, dass die Eckpunkte kein amerikanischer Vorschlag seien, sondern dass sie sein Verständnis eines Mittelweges zwischen den Positionen, die beide Seiten erreicht haben, darstellten. Nun hing alles von der Entscheidung der Führer ab, sagte er, und bat darum, dass die Entscheidung innerhalb von vier Tagen gefällt werden sollte.

Es war für uns schwer, diesen Vorschlag zu akzeptieren. Niemand kam tanzend und singend aus dem Raum und besonders Ehud war beunruhigt. Drei Tage später entschied sich das Kabinett für eine positive Antwort an Clinton. Alle Minister befürworteten diese

Antwort, mit Ausnahme von Matan Vilnai und Ra'anana Cohen. Ich informierte die Amerikaner darüber, dass Israels Antwort „Ja“ lautete.

A.S.: *Und die Palästinenser?*

S.B.-A.: Arafat befand sich in keinerlei Eile. Er ging zu Mubarak und schlurfte dann zu allen Arten von zwischen-arabischen Treffen. Er erwiderte nicht einmal Clintons Anrufe. Die ganze Welt, und ich meine die ganze Welt, übte enormen Druck auf ihn aus, aber er weigerte sich, Ja zu sagen. In diesen zehn Tagen gab es kaum einen internationalen Führer, der ihn nicht angerufen hätte – angefangen vom Fürsten von Liechtenstein bis hin zum Präsidenten von China. Aber Arafat ließ sich nicht von der Stelle bewegen. Er blieb seiner Ausweich-Methode treu. Schließlich, sehr spät, teilte sein Mitarbeiterstab dem Weißen Haus eine Antwort mit, die große Neins und kleine Jas enthielt. Bruce Reidell vom Nationalen Sicherheitsrat sagte mir, dass wir es nicht falsch verstehen sollten, dass es keine Missverständnisse auf unserer Seite geben sollte: Arafat sagte tatsächlich Nein.

A.S.: *Machte es angesichts dieser Situation überhaupt einen Sinn, nach Taba zu gehen? Sie sind doch bis zur roten Linie gegangen, und den Palästinensern reichte es nicht. Worüber konnte man noch reden?*

S.B.-A.: Die Wahrheit ist, dass Ehud genau so dachte. Er wollte nicht nach Taba gehen. Er sah keinen Sinn und Zweck darin. Aber in dieser Phase hatte er die Pistole auf der Brust. Die Wahlen sollten in einem Monat stattfinden und es gab einen Minister, der ihm sagte, wenn er nicht nach Taba ginge, würden sie ihn in der Öffentlichkeit anprangern, dass er seiner Pflicht, Frieden zu schaffen, aus dem Weg gegangen sei. Er hatte keine andere Wahl, als zu einem Treffen zu gehen, bei dem Dinge besprochen werden sollten, an die er selbst nicht mehr glaubte.

A.S.: *Worüber haben Sie also in Taba gesprochen? Welcher Fortschritt wurde dort erzielt?*

S.B.-A.: Wir bestanden darauf, dass Clintons Eckpunkte für die Verhandlungen nicht für neue Diskussionen, auf welchem Gebiet auch immer, offen gelegt werden sollten, sondern dass wir uns nur um die Frage kümmern würden, wie diese Eckpunkte umzusetzen seien. Die Palästinenser versuchten jedoch, die Eckpunkte zu reduzieren. Sie versuchten, noch etwas mehr aus uns herauszupressen. Bezüglich der Jerusalem-Frage akzeptierten sie nicht den Gedanken des Allerheiligsten, der ausdrücklich in Clintons Vorschlägen erschien. Und bezüglich des Flüchtlingsthemas brachten sie eine Formulierung vor, die bedeutete, dass sie ihre eigene Lesart der Resolution 194 der UN-Generalversammlung vom 11. Dezember 1948 hatten. Die Israelis hatten eine andere Lesart. Sie sagten, „wir müssen das Recht auf Rückkehr einführen und dann über den Mechanismus diskutieren“. Diese Grundsatzforderung machte mich nicht weniger wütend als die gelegentliche Nennung von Flüchtlingszahlen.

A.S.: Welche Zahlen nannten sie?

S.B.-A.: Sehen Sie, ich saß ihnen in Taba während der Verhandlungen über das Flüchtlingsthemata nicht gegenüber. Aber die verschiedenen Informationsschreiben, die in Taba ausgeteilt wurden, sprachen von außergewöhnlichen Zahlen. Was sagen Sie zu 150 000 Flüchtlingen in einem Jahr, und zwar über einen Zeitraum von 10 Jahren hinweg?

A.S.: Welche neue Karte zeigten Sie den Palästinensern in Taba?

S.B.-A.: Sie können sie hier sehen. Sie geht von 94.5% gegenüber 5.5% aus, wobei die Austauschgebiete noch dazukommen.

A.S.: Haben Sie hinsichtlich des Austauschs der Territorien Einigkeit erreicht?

S.B.-A.: Nein, es stellte sich heraus, dass die Palästinenser den Gedanken bezüglich der Halutza-Dünen nicht mochten. Ich bin übrigens auch nicht verrückt danach. Ich betrach-

te dieses Gebiet als eine letzte Reserve für zionistischen Siedlungsbau innerhalb der Grünen Linie. Deshalb prüften wir die Möglichkeit eines Landtransfers in der südlichen Berg-Hebron-Region, im Gebiet nördlich von Arad. Aber dies war sehr schwierig – hier ein halbes Prozent, dort ein Viertel. Ich bin nicht sicher, ob die ganze Idee eines Gebietstausches zu realisieren ist. Es könnte sein, dass die einzige Möglichkeit diejenige ist, dass man die Grenze zu Ägypten nach Osten verlegt und den Palästinensern dann ägyptisches Gebiet gibt, das an den Gazastreifen angrenzt. Aber weder wir noch die Palästinenser wollten diese Idee mit den Ägyptern besprechen.

A.S.: Stimmt es, dass Israel gemäß dieser Karte etwa hundert Ortschaften ausreißen müsste?

S.B.-A.: Ich weiß die genaue Zahl nicht. Aber wir sprachen über das Ausreißen von zahlreichen Orten. Nach meiner Ansicht schlug die Karte auch darin fehl, unser eigenes Ziel, dem Clinton zugestimmt hatte, zu erreichen – 80% der Siedler in souveränem israelischen Gebiet.

A.S.: Akzeptierten die Palästinenser diese Karte?

S.B.-A.: Nein. Sie präsentierten eine andere, die die drei sowieso schon zusammengeschrumpften Siedlungsblöcke völlig zerfallen ließ, und effektiv betrachtet, erklärten sie das ganze Block-Konzept als null und nichtig. Gemäß ihrer Landkarte wären nur ein paar isolierte Siedlungen übrig geblieben und diese wären von dünnen Fäden an schmalen Zugangsstraßen abhängig. Wir stellten eine Kalkulation auf und diese zeigte, dass alles, was sie uns geben wollten, 2,34% waren.

A.S.: Shlomo Ben-Ami, Sie und Ehud Barak brachen auf zu einer Reise in das Innere der Erde, in den Kern des Konflikts. Was haben Sie dort gefunden?

S.B-A.: Ich denke, wir fanden einige nicht einfache Dinge. Zu allererst bezüglich Arafat. Wir entdeckten, dass er nicht die Fähigkeit besitzt, den israelischen Ansprechpartnern zu vermitteln, dass der Prozess ihres sukzessiven Verzichtes irgendeinen Endpunkt hat. Dies gibt einem das Gefühl, dass sein Ziel keineswegs das Ende des Konflikts, sondern seine Fortsetzung ist. Seine Strategie ist diejenige des Konflikts.

A.S.: *Heißt das, dass er kein Partner ist?*

S.B-A.: Arafat ist der Führer der Palästinenser. Ich kann diese Tatsache nicht ändern; es ist ihr Desaster. Er ist seiner Wahrheit so verbunden, dass er sie nicht gefährden kann. Aber seine Wahrheit ist die Wahrheit des islamischen Ethos, des Ethos der Flüchtlinge und der Opferrolle. Diese Wahrheit erlaubt ihm nicht, die Verhandlungen mit Israel zu beenden, bevor nicht Israels Genick gebrochen ist. Unter diesem besonderen Aspekt ist Arafat kein Partner. Schlimmer noch, Arafat ist eine strategische Bedrohung; Er gefährdet den Frieden im Nahen Osten und in der ganzen Welt.

A.S.: *Erkennt er also noch immer nicht Israels Existenzrecht an?*

S.B-A.: Arafats Verzicht in Oslo war ein formaler. Moralisch und konzeptionell erkennt er Israels Existenzrecht nicht an. Er akzeptiert keine Vorstellung von zwei Staaten für zwei Völker. Er mag fähig sein, eine Art von partieller, temporärer Übereinstimmung mit uns zu treffen – obwohl ich auch daran Zweifel hege – aber im tiefsten Grund akzeptiert er uns nicht. Weder er noch die palästinensische Nationalbewegung akzeptieren uns.

A.S.: *Ihre Kritik geht über Arafat persönlich hinaus und schließt auch die palästinensische Nationalbewegung als Ganzes ein?*

S.B-A.: Ja. Intellektuell betrachtet kann ich ihre Logik verstehen. Ich verstehe, dass sie aus ihrer Sicht in Oslo 78% des historischen Pa-

lästina abgetreten haben und dass deshalb der ganze Rest ihnen gehört. Ich verstehe, dass dieser Prozess – unter ihrem Gesichtspunkt betrachtet – ein Prozess der Dekolonisierung ist und deshalb wollen sie keine Kompromisse mit uns schließen, so wie auch die Bürger des Kongos keinen Kompromiss mit Belgien schließen würden.

Doch am Ende achtmonatiger Verhandlung bin ich zu dem Ergebnis gekommen, dass wir uns in einer Konfrontation mit einer nationalen Bewegung befinden, die schwere pathologische Elemente aufweist. Sie ist eine sehr traurige Bewegung, eine sehr tragische, die in ihrem Kern keine Möglichkeit hat, sich selbst positive Ziele zu setzen.

Am Ende des Prozesses ist es unmöglich, nicht den Eindruck zu formulieren, dass die Palästinenser eben keine Lösung möchten und dass sie Israel auf der Anklagebank haben wollen. Je mehr sie einen eigenen Staat möchten, desto mehr prangern sie unseren Staat an. In ihrer tiefsten Bedeutung ist ihre Grundhaltung eine negative.

Das ist der Grund, weshalb sie im Gegensatz zum Zionismus nicht fähig sind, Kompromisse einzugehen: Sie haben nämlich keine Vorstellung von der Gesellschaft, die sie für die Zukunft anstreben und für die es sich lohnt, Kompromisse zu schließen. Deshalb ist der Prozess für sie nicht von Versöhnung geprägt, sondern von Rache und von dem Bestreben, ein Unrecht zu beseitigen und unserer Existenz als jüdischer Staat ein Ende zu setzen.

A.S.: *Sind Sie während der Gespräche zu dieser Schlussfolgerung gelangt?*

S.B-A.: Ich glaube, das war eine Anhäufung vieler Faktoren. Es gab mehrere Vorkommnisse, aus denen ich geschlossen habe, dass die Palästinenser die losen Fäden nicht zusammenschnüren wollen. Dies erfolgte nicht auf Grund eines böswilligen Gesamtplans, sondern um die Möglichkeit offen zu lassen, dass jemand in Zukunft das Ende dieser Fäden aufnimmt und versucht, dem jüdischen Staat die Lebensader durchzutrennen.

Ich kann mich an drei solcher Momente erinnern. Der erste war bei einem Gespräch mit Abu Mazen in Camp David. Jossi Ginosar und ich gingen in der Nacht zu ihm. Wir saßen auf seinem Bett und er sprach in einem angenehmen und sanften Ton über die Flüchtlingsfrage. Je länger er jedoch sprach, desto mehr verstand ich, dass es nicht möglich ist, sich mit ihm über eine Schlussformulierung oder eine endgültige Zahl zu einigen. Man konnte von ihm keine klare Vorstellung darüber gewinnen, wo das Ganze enden würde.

Einige Monate später fand ein Gespräch mit Arafat in Gaza statt, bei dem ich ihm erklärte, warum die israelische Gesellschaft in ihrer Ablehnung des Rechtes auf Rückkehr vereint sei. Ich erwartete von ihm, dass er etwas zu unserer Beruhigung und Erleichterung sagen würde, doch er zog lediglich diesen bekannten Zeitungsausschnitt aus der Tasche, in dem stand, dass 50% der Einwanderer aus Russland überhaupt keine Juden seien. Er versuchte nicht einmal, uns gegenüber irgendwelche Lippenbekenntnisse zu machen.

Doch am schwersten war Arafats Reaktion auf Clintons Eckpunkte. Hier waren wir wirklich an die Grenzen unserer Möglichkeiten gestoßen und dies mit einer Regierung ohne parlamentarische Mehrheit und ausreichender öffentlicher Unterstützung, mit der Intifada im Hintergrund und einer ablehnenden Haltung von Seiten der Armeeführung. In dieser Situation lag die einzige Chance darin, dass ein palästinensischer Führer mit einer Vision lautstark „Ja“ sagt und nicht stottert oder murmelt. Hätte Arafat Ende Dezember ein klangvolles „Ja“ gesprochen, hätte er die Regierung Barak und den Frieden gerettet.

A.S.: *Er hat Euch ertrinken sehen und keinen Finger gerührt?*

S.B.-A.: Er hat gesehen, wie wir ertrinken, der Frieden untergeht und die Zeit ausläuft. In diesem Augenblick habe ich verstanden, dass für ihn die Verhandlungen dann beendet sind, wenn Israel am Boden liegt.

A.S.: *Das heißt, der kritische Test fand nicht in Camp David, sondern im Zusammenhang mit den Eckpunkten von Clinton statt?*

S.B.-A.: Natürlich. Bis zu diesem Zeitpunkt konnte man behaupten, dass wir nicht genug gegeben hätten. Doch nachdem die Clinton-Eckpunkte vorlagen und während der Verhandlungen in Taba waren es schon 100% des Gebietes. Und nur jemandem, der blind und taub ist, konnte entgehen, dass Barak dabei war, die Wahlen zu verlieren. Nur wer blind und taub ist, konnte nicht verstehen, dass wir an einem Abgrund standen. Und trotz alledem haben sie sich nicht bewegt. Auch in Taba haben sie sich nicht bewegt. Auf dem Verhandlungstisch lag ein traumhafter Vorschlag, die Palästinenser hatten es jedoch nicht eilig.

Ich kann mich erinnern, dass ich in Taba auf sie blickte und in ihren Gesichtern keinerlei tragische Regung erkennen konnte. Ich bemerkte in ihren Augen keinen Ausdruck des Schmerzes wegen einer verpassten Gelegenheit. Für mich war das schlimm. Und dieser Eindruck hat sich bei mir eingepreßt. Das hat letzten Endes dazu geführt, dass ich meine Haltung revidiert und eine neue Beurteilung der Lage vorgenommen habe.

A.S.: *Haben Sie eine ideologische Wende vollzogen? Sind Sie infolge des Scheiterns der Friedensverhandlungen zu rechten Schlussfolgerungen gelangt?*

S.B.-A.: Auf gar keinen Fall. Ich bin nach wie vor der Meinung, dass wir nicht über ein anderes Volk herrschen können. Das hat nirgendwo funktioniert und wird es auch hier nicht. Ich habe auch hinsichtlich der Siedlungen meine Meinung nicht geändert. Es war eine Frechheit, so viele nationale Energien in perspektivlose Siedlungsaktivitäten inmitten einer arabischen Bevölkerung zu investieren. Auch heute bin ich überzeugt, dass die Errichtung eines palästinensischen Staates eine moralische und politische Notwendigkeit ist. Doch heute weiß ich, dass wir einen Paradigmenwechsel vornehmen müssen. In gewisser

Hinsicht muss man von Neuem beginnen, die Linke aufzubauen. Wir sollten nicht ignorieren, was wir erkannt haben, nämlich die palästinensischen und islamischen Positionen, die unser Existenzrecht negieren. Und wir sollten mit dieser Kultur, die uns dauernd zu immer mehr Zugeständnissen zwingt und in den Selbstmord zu treiben droht, nicht fortfahren. Wir sollten vielmehr an dem Punkt inne halten, den wir mit Clinton erreicht haben, und versuchen, diese Lösung mit internationaler Hilfe umzusetzen. Und wir sollten nicht weiter auf den jüdischen und israelischen Patriotismus verzichten und verstehen, dass die Schuld nicht immer bei uns liegt. Lernen zu sagen: Bis hierher und nicht weiter. Wenn die andere Seite auch diese essentielle Komponente unserer Existenz vernichten will, werde ich erst recht darauf bestehen.

Herausgegeben von der
Botschaft des Staates ISRAEL



Auguste-Viktoria-Straße 74-76

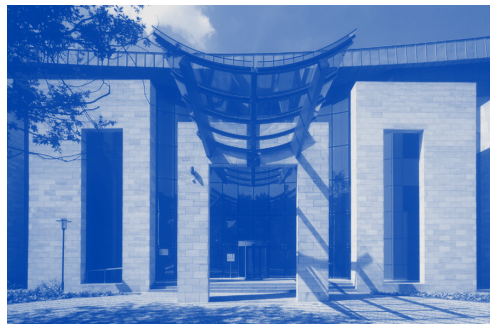
14193 Berlin

Telefon: 030 890 45-423

Telefax: 030 890 45-409

E-mail: botschaft@israel.de

Internet: <http://www.israel.de>



Fotos: Günter Schneider